

Drei Sätze und zwei Fische

Nachdenken über Notreisende

CLEMENS SEDMAK, SALZBURG/LONDON/NOTRE DAME, INDIANA

Zusammenfassung: Ich will den gemeinsamen Boden aufsuchen, um über die moralische Situation, in der wir uns angesichts der Flüchtlingsströme befinden, nachzudenken. Ich möchte drei Sätze kommentieren, die ich für konsensfähig halte, in dem Sinne, dass ich die Beweislast auf Seiten der Nichtakzeptanz sehe. Diese Sätze lauten: „Flüchtlinge sind Menschen.“ „Flüchtlinge verlassen ein Land.“ „Flüchtlinge überqueren Grenzen.“

Schlagwörter: Flucht, Grenzen, Notreisende, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit

I

Wenn man die Situation von Flüchtlingsströmen nach und durch Europa reflektieren möchte, könnten zunächst Begriffe wie „brute luck“ oder „Geburtslotterie“ in den Sinn kommen; viele haben nicht die Gnade der Geburt, die moralische Gnade, in einem menschenfreundlichen politischen und wirtschaftlichen Rahmen das Licht der Welt erblickt zu haben. Viele erfahren mehr Dunkelheit als Licht. Oder sie erfahren die Welt nicht als Heimat, sondern als fremden und widrigen Ort. Das

ist unbestreitbar ungerecht nach den gängigen Gerechtigkeitsintuitionen.

Das erwähnte Wort vom „Rahmen“ gibt zu denken, ist hier doch die Rede nicht nur von Umweltbedingungen, die Menschen vorfinden wie das Klima, sondern auch von politischen Grenzen, die gesetzt werden. In der Tat: Wir können die Tag-Nacht-Grenzen nicht nach Belieben verschieben, aber der Planet Erde wäre ohne Grenzen denkbar. Globale Herausforderungen (etwa Klimawandel) setzen Begriffe wie „Grenzen“ und „Staatsbürgerschaft“ unter neuen Druck. Es verwundert nicht, dass Papst Franziskus seine Umweltenzyklika *Laudato Si* mit dem Untertitel „Über die Sorge für das gemeinsame Haus“ versehen hat. Ein Haus mag verschiedene Räume haben, die „Grenzen der Privatsphäre“ setzen und schützen, aber ein Haus weist keine politischen Grenzen auf. Politische Grenzen schaffen ein Innen und ein Außen und verwalten diese Unterscheidung auch mit Gewalt. „Borders have guards and guards have guns“, so hat es Joseph Carens ausgedrückt. Andererseits ist das höchste Gut, das eine Gemeinschaft vergeben kann, das Gut der Mitgliedschaft, so ein Gedanke Michael Walzers – und wenn dieses Gut nicht mit einer bestimmten Exklusivität verwaltet wird, ist es als „Gut“ bedroht und untergräbt das Profil oder gar das Fundament und die Möglichkeit einer Gemeinschaft. Aufregend wird es dort, wo die Möglichkeit einer globalen Gemeinschaft durch die Idee von Staatsgrenzen und die damit verbundene „Tragedy of the Commons“ bedroht wird; heute ist hier Anlass gegeben, grundsätzlicher und mutiger zu denken.

Begriffe wie „Geburtslotterie“ oder „Grenzen“ scheinen nur Wörter zu sein; diese sind aber einerseits „Fenster in einen Diskurs“ und andererseits auch bindend und prägend. Es macht einen Unterschied, ob man von „Notreisenden“ oder von „Flüchtlings“ spricht. Sprache ist machtvoll; „internationale

Migration“ kann sich auf die schönen Seiten von globalen Studienerfahrungen beziehen, aber eben auch auf angstbedingte Flucht oder Flucht aus Mangel an Lebenschancen. Das Wort kann aufdecken und es kann verschleiern. In sensiblen Diskursen ist sprachliche Sensibilität ein Gebot der Klugheit wie auch der Höflichkeit des Denkens, die Blaise Pascal eingemahnt hat. Teil der Höflichkeit ist das Wohlwollen, und Wohlwollen in der Auslegungskunst – verstanden als „Prinzipien wohlwollender Interpretation“ – bemüht sich um die Herausarbeitung des gemeinsamen Bodens unter Annahme eines geteilten Reflexionsprozesses. Common Sense sucht Common Ground.

Aus diesem Grund will ich den gemeinsamen Boden aufsuchen, um über die moralische Situation, in der wir uns angesichts der Flüchtlingsströme befinden, nachzudenken. Ich möchte drei Sätze kommentieren, die ich für konsensfähig halte, in dem Sinne, dass ich die Beweislast auf Seiten der Nichtakzeptanz sehe.

Diese Sätze lauten: „Flüchtlinge sind Menschen.“ „Flüchtlinge verlassen ein Land.“ „Flüchtlinge überqueren Grenzen.“

II

Flüchtlinge sind Menschen: Hinter jedem Flüchtlingsschicksal steht ein Gesicht, steht eine Geschichte, verbergen sich wohl viele Gesichter und viele Geschichten. Wir sprechen zwar von Zahlen, aber wir meinen: Menschen. Und hier gibt es wie in jedem anderen Kontext das ganze Spektrum an menschlichen Charakteren und moralischen Profilen; hier gibt es die kooperativen und hilfsbereiten Persönlichkeiten ebenso wie die gerissenen oder grausamen. So wie ein Tropfen Gift Hunderte Liter Trinkwasser verunreinigen kann, kann ein moralisch auffallend defizienter Notreisender die Reputation von Hunderten Notrei-

senden beschädigen. Flüchtlinge sind Menschen; eine Konsequenz dieser Aussage lautet: Flüchtlinge sind keine Engel. Und weil sie keine Engel sind, können wir das, was in der Moralphilosophie mitunter „moralische Heiligkeit“ (moral sainthood) genannt wird, nicht erwarten. Moralisch Heilige sind Menschen, die sich in heroischer Weise ethisch gut verhalten, auch angesichts von Widrigkeiten und unter Opfern. Es verlangt moralische Heiligkeit, umsichtige und schutzgebende und sorgende Verantwortung für die eigene Familie auf der Flucht zu zeigen und dann in einem fremden Land gleichzeitig geduldig, dankbar, langmütig, anpassungsfreudig und hoffnungsfroh zu sein. Der Begriff „moral luck“ kann auch so verstanden werden, dass er eine moralisch privilegierte Situation benennt, die es Menschen nicht abverlangt, heroisch zu sein. Notreisende sind in diesem Sinne Menschen ohne moralisches Glück. Mit guten Gründen kann moralphilosophisch dafür argumentiert werden, dass von denjenigen, die moralisches Glück haben, mehr an Belastbarkeit und Beitrag zum Gemeinwohl verlangt werden kann. Umgekehrt kann diese Erwartung an Menschen, die unter Druck geraten sind, nicht in derselben Weise herangetragen werden. Johannes Chrysostomus hat im vierten Jahrhundert in seiner Schrift *De sacerdotio* mit Blick auf die vielen Menschen, die durch ihre Not zum Betteln gezwungen waren, zu Verständnis für die mitunter aggressiven Formen des Bettelns aufgerufen, er warnt vor zu strengem Urteil über Bettler aus der privilegierten Perspektive derjenigen, die nicht gezwungen sind, zu betteln. Notreisende sind Menschen. Sie sind keine Engel. Und weil sie keine Engel sind, werden sich manche unter dem Existenzdruck, unter dem sie stehen, nicht nur rücksichtsvoll und höflich verhalten. Ich will das an einem Begriff illustrieren: Ich habe einmal den Begriff „Arbeitslosigkeitsfähigkeit“ verwendet – damit ist die Fähigkeit gemeint, „ein guter Arbeitssuchender“

zu sein, also flexibel und nicht frustriert, motiviert und dankbar für jegliche wie auch immer geringe Unterstützung, begeisterungsfähig für Umschulungen und so weiter. Die meisten Menschen in meinem Umkreis, die über einen festen Arbeitsplatz verfügen, weisen diese Eigenschaften nicht auf; um wie viel weniger („a minore ad maius“) kann man diese Eigenschaften von Menschen einfordern, die aufgrund ihrer Situation unter Existenzdruck geraten sind. Analog kann man den Begriff „Flüchtlingsfähigkeit“ bilden und hier fallen zwei Dinge auf: erstens die Asymmetrie (wie viele von uns, die wir staatsbürgerliche Privilegien haben, verfügen über die Eigenschaften, die einen integrationsqualifizierten Notreisenden auszeichnen?) und zweitens die nüchterne Feststellung, dass ein Notreisender, der „flüchtlingsfähig“ sein will, im Grunde schon integriert sein muss. Kurz, hier keimt der Verdacht, dass „Flüchtlingsfähigkeit“ und „Flüchtlingsstatus“ einander weitgehend ausschließen, spricht doch „Flüchtlingsfähigkeit“ die Möglichkeit glücklicher Beiträge zum neuen Gemeinwesen an.

Flüchtlinge sind Menschen. Und das bedeutet, dass sich das ganze Spektrum des Menschseins in einer Flüchtlingsunterkunft abbilden wird, ebenso wie in einer Schule oder einer Behörde. Flüchtlinge sind Menschen und gerade weil sie Menschen sind, können sie nicht wie Waren, die logistische Herausforderungen aufwerfen, behandelt werden; Waren werden registriert und gelagert; Menschen kann man nicht „lagern“; „Lager“ sind keine menschengemäßen Formen der Unterbringung, schon gar nicht über eine kurzfristige Notsituation hinaus. Wenn ich mir vorstelle, auf engem Raum mit vielen Menschen zusammenleben zu müssen, ohne eigentliche gemeinwohlorientierte Aufgabe und unter dem Druck, stets Dankbarkeit zeigen zu müssen, so wird mir das auf Dauer ohne innere Dellen oder Äußerungen von Frustration nicht möglich

sein. Menschen sind fragile Wesen, die nicht nach Belieben gezwängt und gepfercht werden können. Und das heißt – eine politisch unangenehme Feststellung: Wenn wir anerkennen, dass Flüchtlinge Menschen mit Zerbrechlichkeit und Zerbrochenheit sind, dann brauchen Notreisende entsprechende Begleitung. Im Grunde genommen, nimmt man die für das Anliegen der Integration relevanten Begriffe von „Begleitung“ und „Begegnung“ ernst, bedarf es eines Schlüssels von eins zu eins. Pointiert formuliert – es besteht nicht nur die Herausforderung von unbegleiteten minderjährigen Menschen auf der Flucht, es besteht auch die Herausforderung von unbegleiteten (voll- wie minderjährigen) Menschen im Land. Notreisende brauchen Begleitung. Das ist eine Konsequenz des Satzes „Flüchtlinge sind Menschen“. Natürlich liegt auf der Hand, dass wir hier an Grenzen dessen stoßen, was als finanzierbar gilt, aber die Einsicht ist klar: Wenn der die Qualität der Begleitung von Notreisenden (ein Indikator: Betreuungsschlüssel) nicht gegeben ist, nehmen wir das Menschsein der Notreisenden nicht entsprechend ernst und es steigt die Wahrscheinlichkeit, dass eine Notsituation weitere Nöte (Eskalationen, Konflikte) nach sich zieht. Hier entsteht ein schmerzvolles Dilemma in Form der Frage: Ist es klüger, gerechter und barmherziger (um drei Kriterienkataloge heranzuziehen), weniger Flüchtlinge im Land zu haben und diese qualitativ besser zu versorgen, oder entspricht es Klugheits-, Gerechtigkeits- und Barmherzigkeitsüberlegungen eher, mehr Flüchtlinge aufzunehmen und diese auf entsprechend geringem Begleitniveau zu unterstützen? Ich werde auf dieses Dilemma noch zurückkommen.

Flüchtlinge sind Menschen. Menschen sind, wie erwähnt, verwundbare Wesen; Notreisende befinden sich in einer besonderen Situation der Verwundbarkeit und Schutzwürdigkeit. Gleichzeitig sind Menschen auch bemerkenswert resilient; viele

Notreisende stellen der Menschheit ein Zeugnis eindrucksvoller Widerstandsfähigkeit und eines tiefen Lebenswillens aus. Sie sind in diesem Sinne auch Träger einer Hoffnung, Träger der Hoffnung, dass menschliche Anstrengung psychische, soziale und physische Hindernisse überwinden kann. Und Flüchtlinge als Menschen motivieren Akte der Menschlichkeit, die in einem Land wie Österreich (Hilfsbereitschaft, Freiwilligeneinsätze) sozial bedeutsam sein können, da sie die Aufmerksamkeit auf etwas anderes als „Erste-Welt-Probleme“ lenken, da sie eine Dorfgemeinschaft zu neuen Allianzen und Kooperationen bringen können, da sie die Möglichkeit eröffnen, etwas zu tun, was nach vielfach geteilten Urteilsstandards als „wirklich, wirklich wichtig“ gelten kann. Hier sind Eintrittsstellen für gelebte Menschlichkeit, für das, was Jeremy Waldron „the doing of dignity“ genannt hat. Menschenwürde muss in Praktiken, gerade auch unter schwierigen Umständen, verankert werden.

Flüchtlinge verlassen ein Land: Flüchtlinge verlassen ein Land, das ihnen moralisch etwas schuldet, wenn man vom Begriff der Staatsbürgerschaft ausgeht; eine Grundaufgabe des Staates besteht darin, den Bürgerinnen und Bürgern dieses Staates Sicherheit zu geben und dafür zu sorgen, dass extreme Not vermieden werden kann. Ein Staat, der diese Grundaufgaben nicht erfüllt, ist dysfunktional; Notreisende befinden sich in Not, weil ein Staat nicht funktioniert und die Rahmenbedingungen für gelingendes Leben, das dezidiert auf Rahmenbedingungen und Strukturen angewiesen ist, nicht bereitstellt. Nun gibt es viele mögliche Gründe, warum ein Staat nicht funktioniert; diese Gründe sind vielfach mit Mangel an „good governance“ verknüpft, können aber auch mit Makrobedingungen wie Handelsbeziehungen, Finanzstrukturen, Marktgegebenheiten und politischen Geflechten zu tun haben. Das von James Bailey in Bezug

auf US-amerikanische Armut benannte Phänomen der „asset discrimination“ kann auch auf die Ebene von Staaten übertragen werden. Unrechtsgeschichten schlagen zurück. Unrecht ist tückisch, auch deswegen, weil es wuchert und gärt. Flüchtlingsströme sind immer auch Aussagen über Staaten, aber auch über zwischenstaatliche Beziehungen.

Wenn Menschen ein Land verlassen, schwächen sie in der Regel dieses Land, vor allem mit Blick auf die Tatsache, dass diejenigen, die das Land verlassen, tendenziell die Gesünderen, Belastbaren, Ressourcenreichen, Jüngeren sind. Im Land selbst bleiben tendenziell diejenigen zurück, die die Möglichkeit der Flucht nicht sehen oder nicht haben. Begriffe wie „brain drain“, aber auch „care drain“ oder auch „force drain“ kommen in den Sinn. Ein Unrechtsregime mag es noch leichter haben, seine Untertanen zu verwalten, wenn diejenigen, die die Kraft hätten, Widerstand zu leisten oder die Bedingungen zu ändern, das Land verlassen. Wenn Menschen ein Land verlassen, lassen sie vieles hinter sich, müssen sie vieles loslassen. Verzweiflung ist hier ein plausibles Motiv, muss aber (wir haben es mit Menschen zu tun!) nicht das einzige Motiv sein. Die bange Frage bleibt: Inwieweit verringern sich die Lebenschancen im Land dadurch, dass Menschen fliehen und nicht nur Güter, sondern auch Menschen zurücklassen?

Wenn Menschen ein Land verlassen, werden sie einerseits gestoßen, andererseits gezogen. Gezogen werden sie in vielen Fällen – so Zeugnisse von Menschen, die in der Flüchtlingsbetreuung arbeiten – von Illusionen und Ignoranz; von Fehlinformation und Nichtwissen. Es ist unrichtig, dass Flüchtlinge damit rechnen können, „willkommen“ zu sein, selbst wenn dies moralisch geboten wäre; William Vollman hat in seinem Buch *Poor People* „unwantedness“ als ein Charakteristikum von Armut beschrieben; das ist eine Erfahrung, die Notreisende im-

mer wieder machen müssen; kann man sich, so die rhetorische Frage, die Tragik vorstellen, einem Kriegsland zu entfliehen, nur um dann unter kargen Umständen grundversorgt zu werden und Zeuge von Gewalt gegen Unterkünfte von Asylwerbenden zu sein? Hier ist rechte Informationspolitik dringlich geboten. Es ist unrichtig, dass Lebenschancen in Europa „bereitet“ sind wie „Lebenspakete“, die von einem Regal genommen werden können. Und eben dies brauchen Menschen, die ein Land verlassen. Wenn Menschen ein Land verlassen, verlassen sie auch eine Lebensform; sie verlassen ein Land und suchen nicht nur die Sicherung des nackten Überlebens, sie suchen einen Lebensplatz. Menschen sind Wesen, die auf einen Lebensplatz angewiesen sind. Ein Lebensplatz ist ein durch Bindungen konstituierter Raum, an dem Menschen bleiben und wachsen können. Wenn man einen Lebensplatz mit einem Zelt vergleicht, sind Bindungen wie Zeltpflöcke, die das Zelt im Boden verankern. Es sind Bindungen an Personen, aber auch an Rahmenbedingungen, an Arbeitgeber, an Sicherungssysteme, an Schutzstrukturen. Notreisende, die ein Land verlassen, brauchen einen Lebensplatz. Der Aufbau eines Lebensplatzes ist aufwendig und zumindest teilweise kompetitiv. Das führt uns wieder zu besagtem Dilemma: Ist es klüger, gerechter und barmherziger, weniger Flüchtlinge im Land zu haben, die dann eine entsprechend größere Chance auf einen Lebensplatz haben, oder nicht?

Flüchtlinge überqueren Grenzen: Eine Grenze ist eine Schwelle, die jene Erfahrung mit sich bringt, die Victor Turner seinerzeit „Schwellenzustand“ genannt hat. Ein Zwischenzustand zwischen einem Nochnicht und einem Nichtmehr. Grenzen erzeugen Erfahrungen von Unsicherheit; sie trennen ein Innen von einem Außen ab, wobei diese Trennung vielfach auch eine sprachliche Trennung ist. Wir überqueren eine Grenze

und finden uns in einem fremden Land mit fremden Gebräuchen und einer unbekanntem Sprache. Nahezu alle kennen die Erfahrung, in einem Land zu sein, dessen Sprache fremd ist; viele kennen die Erfahrung, in einem Land zu sein, dessen Schriftzeichen nicht den vertrauten Zeichen entsprechen. Das ist eine Erfahrung von Demütigung und Entwurzelung. Notreisende, die Grenzen überqueren, kommen als Entwurzelte an. Das erzeugt Stress – auf Seiten der Notreisenden, aber auch auf Seiten der Aufnehmenden. Der Begriff „community stress“ ist in diesem Zusammenhang relevant. Es bedeutet sozialen Aufwand, der auch Stress erzeugen kann, Menschen zu integrieren; denn Menschen, die Grenzen überqueren, verändern das durch diese Grenzen definierte Gebiet. Der frühere Oberrabbiner des Common Wealth, Jonathan Sacks, hat in einem viel beachteten Buch zur Integrationsfrage (*The Home We Build Together*) darauf hingewiesen, dass Menschen, die eine Grenze überqueren, um in diesem Land zu bleiben, nicht Touristen in einem Hotel und auch nicht Gäste in einem Gästehaus sind, sondern neue Einwohner/innen, die das Dorfbild verändern werden, wenn sie ihr eigenes Haus bauen. Wenn man versucht ist, den Begriff der „Absorptionskraft“ ins Spiel zu bringen (wie viel an Neuem kann ein Gemeinwesen so integrieren, dass das Gemeinwesen als solches unverändert bleibt?), so kommt dieser Begriff hier an Grenzen. Menschen, die eine Grenze überqueren, um in einem Land zu bleiben, werden das Land verändern. Das kann freilich in vielen Fällen gut für das Land sein.

Grenzen haben eine Form. Eine Grenze ist zumeist eine Linie, eine Mauer, ein Zaun, ein Schranken. Aber müsste das so sein? Könnte man Grenzen und Grenzregionen, Transiträume und „Vorgärten“ eines Staates anders gestalten? Hier stellen sich Fragen, die Architektur und Design ebenso tangieren wie Rechtswissenschaft, Politikwissenschaft und Philosophie.

Grenzen haben Gründe – historische, aber auch staatszielverbundene Gründe. Ein Staat kann seine Aufgaben nicht erfüllen, wenn Grenzen nicht respektiert werden; deswegen sind Grenzen zu sichern. Paradoxaerweise sind die Grenzen gerade deswegen zu sichern, weil die Güter, die Notreisende suchen, durch funktionierende Staaten gesichert werden, die wiederum u.a. deswegen funktionieren, weil sie gesicherte Grenzen haben.

Flüchtlinge überqueren Grenzen, die in der Regel gesichert sind. Flüchtlinge überqueren vielfach verschiedene Grenzen, um in ein Zielland zu gelangen. Das erhöht den Komplexitätsaufwand und bringt besondere Herausforderungen mit sich; Komplexität und Verzweiflung sind zwei Faktoren, die gemeinsam einen in den meisten Aspekten unmoralischen und illegalen Geschäftszweig nähren, das Schlepperwesen. In jeder sozialen Situation stellt sich unter anderem die Frage nach denjenigen, die profitieren. Unkluge Barmherzigkeit kann, um es deutlich zu sagen, kriminalitätsfördernd wirken. Der barmherzige Samariter aus dem zehnten Kapitel des Lukasevangeliums mag den Räubern Vorschub geleistet haben.

Wenn Flüchtlinge Grenzen überqueren, sind sie „da“. Daraus entsteht eine Versorgungsverantwortung, der man sich nicht entziehen kann. Man kann Menschen nicht sehenden Auges umkommen lassen. Hier sind also drei Formen von Pflichten zu unterscheiden: Pflichten gegenüber den Notreisenden, die im Land sind; Pflichten gegenüber den Notreisenden, die die Grenze (noch) nicht überquert haben; Pflichten gegenüber allen Nichtnotreisenden, die sich in einem Land aufhalten, zuallererst die Staatsbürgerinnen und Staatsbürger. Diese Pflichten sind gegeneinander auszutarieren. Wieder stoßen wir auf das Dilemma: Ist es aus Gründen der Klugheit, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit angeraten, weniger Grenzübertritte zu ermöglichen, oder nicht?

III

Flüchtlinge sind Menschen. Flüchtlinge verlassen ein Land. Flüchtlinge überqueren Grenzen. Soweit drei konsensfähige Sätze; diese Sätze erzeugen das, was man „tragisches Wissen“ nennen kann, eine Art von Wissen, bei dem man gleichzeitig zu wenig und zu viel weiß: Ödipus war mit tragischem Wissen geschlagen, wusste er doch zu viel, um sich nach der Tötung des Vaters und dem Beischlaf mit der Mutter noch unschuldig fühlen zu können, wusste aber gleichzeitig zu wenig, weil er keine Idee hatte, was er nun tun sollte. Die Frage nach dem rechten Umgang mit Flüchtlingen erzeugt tragisches Wissen, auch im Sinne der Dynamik, dass in dieser Situation nicht selbstverständlich davon auszugehen ist, dass ein „Mehr an Wissen“ einem „Mehr an Lösungsfähigkeit“ korreliert. Die Tragik der epistemischen Situation, in der wir uns befinden, spitzt sich in dem dreimal erwähnten Dilemma zu. Was tun?

Die Herausforderung erinnert an eine Szene im sechsten Kapitel des Johannesevangeliums, in der eine große Menschenmenge zu speisen ist, aber nur fünf Brote und zwei Fische zur Verfügung stehen. Jesus nimmt das Verfügbare, teilt und alle werden satt, es bleiben sogar noch Körbe übrig. Diese Szene kann so gelesen werden: Es ist, wenn geteilt wird, mehr verfügbar, als gedacht; Teilen sprengt die Vorstellungskraft. In der christlichen Tradition der Moralempfindung finden wir kritische Anhaltspunkte, gerade in den ersten Jahrhunderten, in denen angesichts der überbordenden Armut im römischen Reich eine Revolution der sozialen Vorstellung stattgefunden hat und Arme nun als Menschen, die Unterstützung verdienen, angesehen wurden. Teilen wird zur Pflicht. Ambrosius von Mailand schreibt etwa in „De Nabuthe“: „Es ist nicht dein Gut, mit dem du dich gegen den Armen großzügig weisst. Du gibst ihm nur zurück, was ihm gehört. Denn du hast dir herausgenommen, was

zu gemeinsamer Nutzung gegeben ist. Die Erde ist für alle da, nicht nur für die Reichen.“ Die Erde ist für alle da. Grenzen sind nicht „gefunden“, sondern „gemacht“, sie werden „erzeugt“ und nicht „entdeckt“.

Was heißt dies nun für das Dilemma? Barmherzigkeit und Klugheit sind nicht voneinander zu trennen, will man verhindern, dass Barmherzigkeit in Sentimentalität umkippt; Klugheit und Gerechtigkeit sind ebenso wenig zu trennen, da Gerechtigkeit Ausdruck der auf das Ganze des Gemeinwesens gerichteten Klugheit ist und Gerechtigkeit auf Klugheitsüberlegungen angewiesen ist. Die Klugheit gebietet, das langfristige Wohl eines Gemeinwesens im Blick zu haben. Das kann auf globaler Ebene bedeuten, Druck auf Ausgangsstaaten von Fluchtverhalten auszuüben bzw. Ausgangsstaaten in der Bereitstellung von Lebenschancen zu unterstützen. Hier kann man durchaus an „Green Cards“ denken, die vom Heimatstaat an Staatsbürgerinnen und Staatsbürger ausgegeben werden, in Form des Zugangs zu gesicherten Arbeitsplätzen. Klugheit ist aber auch mit Blick auf den lokalen Kontext geboten. Alasdair McIntyre hatte seinerzeit eine Praxis definiert als „kohärente und komplexe Form sozial begründeter, kooperativer menschlicher Tätigkeit, durch die dieser Form von Tätigkeit inhärente Güter im Verlauf des Versuchs verwirklicht werden“; eine menschliche Praxis dient der Realisierung von Gütern; eine Schlüsselfrage ist die Frage, um welche Güter es geht. Wenn in einer Schulklasse beispielsweise zwei Drittel der Schüler aus sprachlichen Gründen dem Unterricht nicht folgen können, wird man über die zu verwirklichenden Güter, die der Praxis des Unterrichtens eigen sind, nachdenken müssen; man kann entweder mit zusätzlicher Unterstützung an den bisher definierten Gütern festhalten oder man verständigt sich auf andere Güter. Oder man beschränkt den Zugang zu dieser Praxis. Ähnlich in der Frage der Praxis

„Aufnahme von Notreisenden, Integration von Flüchtlingen“. Wenn man an den bisherigen Gütern, die die Praxis des Zusammenlebens innerhalb staatlicher Grenzen hervorbringen soll, festhalten möchte, festhalten will – und ich sehe keine Anhaltspunkte dafür, dass hier die Bereitschaft für tiefgreifende Neuorientierungen besteht –, wird man zusätzliche Unterstützung brauchen und gegebenenfalls den Zugang zu dieser Praxis restringieren.

Noch einmal: Es ist, wenn geteilt wird, mehr verfügbar, als gedacht; Teilen sprengt die Vorstellungskraft. Hier ist ein größerer Spielraum gegeben als zumeist zugestanden. Und dennoch hat auch dieser je größere oder große Spielraum Grenzen. Will man die Güter einer Praxis schützen und ist die Möglichkeit zusätzlicher Unterstützung ausgeschöpft, wird man den Zugang zu dieser Praxis regulieren müssen; das gilt sowohl für Notreisende, die in ein Land kommen, als auch für Flüchtlinge, die an einem bestimmten Ort untergebracht werden. Und ja: „Regulieren“ kann bedeuten: „Quotenregelungen“. Der Spielraum ist größer als vielfach gedacht. Aber er ist auch begrenzt. Die Barmherzigkeit gebietet, denjenigen, die Hilfe brauchen, diese Hilfe mit professioneller Wärme zu geben („warm professionalism“); diese Qualität der Begleitung kann im Sinne des langfristigen Wohls aller Mitglieder eines Gemeinwesens nicht unter ein Mindestniveau fallen; das ist eine Frage von Klugheit, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit. Und das kann ab einem „Kippunkt“, der ferner ist, denn vielfach gedacht, zu restringierter Grenzpolitik führen. Ja, es ist nach sauberer Unterscheidung von transitorischen Notreisenden und Asylwerbenden klüger, gerechter und barmherziger, weniger Flüchtlinge im Land zu haben, die dann eine entsprechend größere Chance auf einen Lebensplatz haben.

Die Gerechtigkeit gebietet soziale Ehrlichkeit – es ist kein gutes Zeichen, wenn die Wahrheit politisch unzumutbar scheint; und ein Aspekt von Wahrheit ist die Kostenwahrheit; Flüchtlingsbetreuung kostet Geld; wenn es ordentlich gemacht werden will, viel Geld. Ein Teil des Aufwands kann durch die nicht zu unterschätzende Bereitschaft der Zivilgesellschaft geleistet werden, wobei sich auch hier Frage stellt, wie auf kurzfristige Transithilfe angelegte Freiwilligeneinsätze in langfristige Selbstverpflichtungen übersetzt werden können. Die wirkungsvollste Form des Teilens ist in einem funktionierenden Staat mit progressivem Steuersystem die Einführung einer Steuer. Ich plädiere für die Einführung einer Flüchtlingssteuer. Die politische Durchsetzbarkeit einer solchen Idee ist auch Gradmesser für die moralische Reife eines Landes.

Zwei Anekdoten aus meiner Kindheit zum Schluss: Ich wähne mich zu erinnern, dass Hans Krankl, ein Fußballmigrant, der von Wien nach Barcelona ging, im Jahr 1981 von Rapid Wien zurückgeholt wurde; um den Coup zu finanzieren, wurden kurzfristig die Ticketpreise erhöht (Kranklschilling). So kam Hans Krankl gut zurück und gewann mit Rapid 1982 und 1983 die österreichische Meisterschaft. Integration kostet – macht sich aber auch bezahlt. Und eine zweite Anekdote: Mein verehrter Turnlehrer im Gymnasium war 1956 aus Ungarn nach Österreich geflohen; das Land hatte ihn gut aufgenommen und seine Dankbarkeit, seine neuen Ideen wie seine Identifikation mit Österreich, ausgedrückt in vielen ehrenamtlichen Stunden, waren groß. Integration schafft Lebensplätze; und Lebensplätze sorgen für Vitalität in einem Land.